

Die Gastfreundschaft ist bei ihnen, wie fast unter allen unverdorbenen Menschen, allgemein. Speise und Trank, wie sie es haben, wird dem Fremdlinge sogleich entgegengebracht. Kommt ein Indianer, der jagen will, in eine Hütte und sieht den Herrn derselben sich in seiner Matte schaukeln, so sagt er nur: „Prooha! Ich bin da!“ Und der andere: „Dscherre! Setz Dich!“ Damit ist alles abgethan. Der eine läßt auftragen und der andere verzehrt, was da war. Die Indianer, welche nach einer Plantage kommen, lassen gewöhnlich Weib und Kind in der nächsten Bucht auf dem Canoe und harren, ihr zusammengerolltes Tabaksblatt rauchend, in der Laube vor dem Hause, bis ihnen für die mitgebrachten Kleinigkeiten dieß oder jenes gereicht wird. Daß sie Diebstahl übten oder zudringlich wären, ist unerhört. Von keiner drückenden Kleidung gehemmt, legen sie ohne Anstrengung weite Strecken zurück. Ihr Gesicht und Gehör ist äußerst scharf. Sie vernehmen Töne, die das abgestumpfte Ohr der Weißen nie beachtet haben würde; ein Blatt, ein Zweig auf der Erde zeigt ihnen, daß Jemand darauf getreten hatte und wie lang dieß wohl her sein mag. Von Krankheiten wissen sie wenig; nur die Blattern richten bisweilen große Verheerungen unter ihnen an und vernichten wohl ein ganzes Dorf. Umsonst stürzen sie sich in den Fluß, die brennende Hitze in der Haut zu kühlen; umsonst schüttelt der Peiman seine Kalabasse. Unter Jammern und Wehklagen stirbt der Vater, das Weib und jedes seiner Kinder dahin.

Die Todten werden meist in die Erde begraben, auf welcher ihre Hütte steht. Nach einiger Zeit lodert auf dieser Erde ein Feuer auf; Alles verläßt die Stätte, wo der Freund gestorben war und sucht einen neuen Wohnort. Unter den Stämmen tiefer im Innern soll jährlich ein großes Todtenfest gefeiert werden. Alle, welche seit dem zuletzt stattgehabten gestorben waren, werden aus der Erde wieder genommen und aus großen Fellen nach einem gemeinschaftlich ausgesuchten Begräbnisorte gebracht. Es muß dieß ein furchtbares, unbeschreibliches Schauspiel sein. Hier noch fast ganz frische Leichname, dort andere halb verwest; wieder andere, mumienartig vertrocknet, und endlich klappernde Gebeine, Gerippe, leise von ihren schlaffen Bändern zusammengehalten! Jetzt denke man sich noch das Klagen, Weinen, Stöhnen, Jammern aller, welche diese theuren Reste ihrer Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Weiber, Kinder der Erde entreißen, auf ihren Schultern sie forttragen und wieder dem Schooße der Erde auf immer anvertrauen! Der zarter fühlende Europäer mag schon bei dem Gedanken an diese gräßlichen Scenen schaudern, aber zugeben muß er doch, daß auch in seinen kupferfarbenen Brüdern ein Herz voll Liebe und Anhänglichkeit schlägt!

Religion der Arrawaks in Guiana.

Die Arrawaks glauben an ein höchstes Wesen, das alle Dinge geschaffen hat und die ganze Welt beherrscht. Allein es lebt auch einen bösen Geist, behaupten sie, einen Yabahoo,

den der Peiman oft beschwichtigen muß, wenn ihm gleich hierzu nichts als seine Kalabasse mit Saamenkörnern und Kieselsteinen übrig bleibt. Der große Geist, sagen sie, saß auf einem herrlichen Baumwollenbaume und schnitt ein Stück Rinde nach dem andern ab und warf sie in den Strom hinab, und alle bekamen Leben in hunderterlei Gestalten. Zuletzt ward auch der Mensch geschaffen; den überfiel ein tiefer Schlaf, und der große Geist berührte ihn; als er aber aufwachte, stand ihm ein Weib zur Seite. Die Welt aber wurde außerordentlich verderbt und von einer großen Fluth bedeckt, daß nur ein Mann in seinem Canoe übrig blieb, der eine Ratte aussendete, um zu erforschen, ob die Fluth vorüber sei, und sie kam mit einem Büschel indianischen Kornes zurück. So sonderbar dieß Märchen klingt, so ist doch die Ähnlichkeit mit der Erzählung von Moses noch sonderbarer. Von Verehrung des göttlichen Wesens wissen sie nichts, im Gegentheil behaupten sie, daß man nicht zu beten nöthig habe, denn der große Geist sei zu gerecht, um auf bloße Bitten hin Jemandem einen Vorzug zu gewähren, oder seinen Geschöpfen absichtlich Böses zuzufügen. Ihr Peiman hat nur mit dem bösen, nichts mit dem guten großen Geiste zu thun.

Mit jedem Jahre aber mindert sich die Zahl der Ureinwohner auch hier in dem Maße, daß sie noch vor Ablauf eines Jahrhunderts vielleicht ganz verschwunden sind. Als 1793 und 1794 ein großer Negeraufstand im holländischen Guiana wüthete, rückten 800 Kariben gegen die Rebellen ins Feld, jetzt sind dort kaum noch fünfzig zu finden. Von den Arrawaks sind Neunzehntel verschwunden; zwei andere Stämme auf die Hälfte zusammengeschmolzen.

Wie weit hat man es jetzt in der Verfertigung der Chronometer oder Seeuhren gebracht!

Ist die Luft klar, der Himmelskörper, auf den man die Rechnung basirt, sichtbar und die Strahlendrehung nicht zu stark, so kann man sich nach vielen Tagen mit ihrer Hilfe auf der offenen See sogleich orientiren und wissen, wo man ist. Canstein erzählt, daß ein Schiffscapitain aus den indischen Gewässern ums Cap herum nach dem atlantischen Meere in siebenzig Tagen kein Land gesehen hatte und doch mittels des Chronometers sogleich vermittelte, daß man Helena in der Nähe haben müsse. Er schickte einen Matrosen in den Mastkorb hinauf, dem er befahl, danach auszuspähen. Gleich im ersten Augenblicke sah er nichts; allein der Capitain war seiner Sache gewiß; der Matrose mußte noch einmal in der ihm angewiesenen Richtung schauen und — die Felsen der Insel stellten sich in der Ferne von etwa 12 Meilen dem Auge dar. In 70 Tagen kein Land gesehen, immer auf einer unabsehblichen Wasserfläche und doch gleich zu wissen, wo man auf der Erde ist, welche Genauigkeit der Rechnung und Instrumente setzt dieß voraus!*)

*) Cansteins Bläse in die östl. Alpen. Berlin, 1837. S. 3.